

Berliner Humor vor Gericht.

Der „Privatsekretär“ in der Klemme.

Ein Mann, der mit der treuherzigsten Miene zu lügen versteht, betritt in der Person des Agenten Richard Friedrich M. die Anklagebank. Der Angeklagte hat bereits einige Vorstrafen wegen Betruges erlitten, zu denen er sich erst nach längerem Leugnen bekennt. Er behauptete aber, in jedem einzelnen Falle schuldlos verurtheilt zu sein, und legt dabei einen solchen Seelenzucken über den Verluft seines guten Namens an den Tag, daß sich eine Dame im Zuhörerraum gerührt mit dem Taschentuch über die Augen fährt.

Nach Verkündung der Anklageschrift, die dem M. zur Last legt, eine Summe von 5000 Mark durch nächtlichen Einbruch in die Wohnung der Rentiere Frau Ida P. und Erbrechung eines dort befindlichen Sekretärs geraubt zu haben, verbarht der Mann mit dem einwärtsstehenden Gesicht eine Zeitlang in Stillschweigen, wie niedergebrennt von dem Eindrud dieser ungeheuren Bezeichnung, während sich seine Blicke medusenhaft-schmerzlich verzerrten.

Vorl.: Nun, wollen Sie nicht erklären, was Sie auf die Anklage zu erwidern haben?

Angell.: Ich bitte um Entschuldigung, Herr Präsident. Es ist mir unmöglich, bei dieser Anklage ernst zu bleiben. Ich soll 5000 Mark aus dem Sekretär der Frau P. geraubt, ich soll dort bei Nacht und Nebel eingebrochen haben. Es ist wirklich so komisch! Entschuldigen Sie nur: Es ist ja so komisch!

Vorl.: Ihre Heiterkeit scheint nicht ganz echt zu sein und dürfte sehr bald in das Gegenteil umschlagen. Ich verhoffe diese komische Wirkung der Anklage auf Sie ganz und gar nicht. Sie wurden ja bei dem Einbruch durch die Wachsamkeit des Portiers abgefaßt und befanden sich im Besitze des Betrages von 5000 Mark. Während der Sekretär, ein altes Weibchen ohne Sicherheitsföhrer, deutlich die Spuren Ihrer verbräunerten Thätigkeit zeigte. Ich sehe nicht ein, was bei dieser Sache Ihre Heiterkeit in so hohem Grade erregt.

Angell.: Aber verzeihen Sie, Herr Präsident, die Situation ist auch wirklich so komisch. Ich bin ja — der Privatsekretär der Frau Rentiere Ida P.

Ein Ruf des Erstaunens geht durch den Gerichtssaal.

Vorl.: Machen Sie hier keine schlechten Witze. Es gibt noch Mittel, um Ihnen klar zu machen, wie man sich vor Gericht zu benehmen hat.

Angell.: Aber ich bleibe dabei: Es ist mir durchaus Ernst damit und ich wiederhole es: Ich bin der Privatsekretär dieser Dame. Frau P. bedurfte vor einiger Zeit eines Vermittlers in einer Hypotheken-Angelegenheit und inserirte in der Zeitung. Ich meldete mich und hatte eine längere Unterredung mit der Dame. Ich konnte ihr auch in anderer Beziehung einige Rathschläge geben, und da Frau P. einen Privatsekretär brauchte, engagirte sie mich für diese Stellung, die ich auch nach einigem Zögern annahm. In der Nacht des vermeintlichen Einbruchs legte ich mich in die Wohnung der Rentiere, die verheiratet war. Mir war nämlich im letzten Augenblicke eingefallen, daß 5000 Mark Hypothekenzinsen zu zahlen waren. Der betreffende Gläubiger war ein sehr pedantischer Herr. Kurz, ich wollte das Geld noch in der Nacht holen und gleich am nächsten Morgen abschicken. Nun hatte aber die Rentiere den Sekretärschlüssel mit in's Bad genommen. Mir blieb natürlich nichts übrig, als den Sekretär zu erbrechen.

Vorl.: Leider hat Frau P., die über den Verlust des Sekretärs vernommen werden sollte, sich noch in letzter Stunde durch ein ärztliches Attest entschuldigt. Sie haben wohl davon Wind bekommen und dieses Märchen nur erfunden, um den Thatbestand zu verdunkeln und Zeit zu gewinnen.

Doch der fündige Agent hatte heute Peck. Frau P. erscheint noch im letzten Augenblicke, da ihr Befinden sich gebessert hat, und erklärt unter ihrem Zeugeneide, daß sie niemals den Angeklagten als Privatsekretär engagirt hat. Wahr ist nur, daß sie sich einmal in einer Hypotheken-Angelegenheit seiner Vermittelung bedient hat.

Das Urtheil lautet auf 1 Jahr Gefängniß.

Zugzeugen, die nichts gesehen haben.

Zur Regierungszeit Karls des Großen trug es sich zu, daß einer der ersten Krieger des Frankentums in besonderer Bottschaft an den byzantinischen Hof nach Konstantinopel geschickt wurde. Der oströmische Kaiser nahm ihn sehr gnädig auf und lud ihn sogleich zu Tische, wobei er seinen Platz inmitten der byzantinischen Edelfrauen erhielt. Diese nahmen bald Anstoß an den unmanierlichen Formen des rauen Franken, und je mehr sie wahrnahmen, wie er im Gefühle seiner überlegenen Kraft und Waffengewalt sich über die feinen Sitten hinwegsetzte, die ihnen heilig waren, desto tiefer sank er in ihren Augen.

Die Rache.

Bild aus dem Süden.

Rache zu üben ist wohl süß, aber nicht edel. So sagt ein wahres deutsches Sprichwort. Wäre die hier folgende kleine Geschichte, welche sich auf der südamerikanischen Pampa abspielte, die Meinung des Sprichworts bestätigen.

Ich lebte vor ungefähr zehn Jahren in einem kleinen Städtchen in der Wilderth von Province Tucuman, Republic Argentinien. Die Bewohner jenes Landes „beheben“ größtentheils aus Einheimischen, Indianern und Ausländern, welche friedlich nebeneinander leben, insofern das Sanfte sich an das Rauhe lehnt, denn die Ausländer regieren in jenem Lande, sie leiten und treiben die Heimischen zur Arbeit an, die aber die faule Bevölkerung nicht gutwillig verrichten will. Das heiße tropische Klima trägt wohl die Schuld hieran. Die Gewohnheiten der Menschen in jenem Lande sind von den unserigen sehr verschieden. So z. B. denkt man nicht daran, zu Fuße auszugehen und Spaziergänge zu unternehmen, Einfälle zu machen oder Wästen abzugeben. Das Pferd ist der beständige Begleiter des Menschen. Ein Spaziergang durch das sumpfige, heiße, unkulturte Land zu unternehmen, könnte auch wohl kaum eine Erholung genannt werden. Da mir nun während meiner Anwesenheit in Tucuman nichts Anderes übrig blieb, als die Dienste des Pferdes zu benutzen, so gewöhnte ich mich bald an das „Reiten“. Diese Ritte brachten mir viele Freuden und ja — auch manchmal großes Leid. An einem Sonntag Morgen war es, als mein Begleiter (ein kleiner Indianerjunge, welcher gewöhnlich rüdlingen auf demselben Pferde mit mir saß) und ich den uneingezäumten Arschhof passirte, auf dem gerade einige Kühe grasen. Da, o mein Gott! welsch' schrecklicher Anblick. Vor uns lag ein zerfetzter, verblühter Mann, dem die Augen aus dem Kopfe gelaufen waren und die Zunge zerfressen aus dem Halse hing. Die Bekleidung des Körpers war zerfetzt und voll mit Blut und Schmutz bedeckt. Ich schrie förmlich vor Jammer um den Verstorbenen und fühlte mich fast gelähmt von dem erhaltenen Schreck. Dennoch erkannte ich die Situation und raffte mich zusammen, ich wollte dem Verstorbenen noch Hilfe bringen. „Lomas por la casa Pedro!“ rief ich dem Jungen zu und im Galopp ritten der Indianer (welcher dieses Mal sein eigenes Pferd hatte) und ich der Stadt zu. Im Hause angekommen, theilten wir die gesehene Neuigkeit den Anwesenden mit, aber zu meinem Erstaunen mußte ich erfahren, daß wir durchaus keine Neuigkeit berichteten. Man besprach den grausamen Mord schon an allen Strahlen. Aus Eifersucht hatte Senor A. den Senor B. zu Tode „gelassen“. Die Frau oder Geliebte des Mörders hatte ein Liebesverhältnis mit dem Verstorbenen unterhalten, welches kein Geheimniß geblieben. Und viel mehr um den Rivalen aus dem Wege zu räumen, als um seiner Ehre willen, verübte der Mann den schrecklichen Mord. Beschäftigt von der Dämmerung, ritt der Mensch mit den Morgedanken den einsamen Pfad entlang, den Lasso wuchsbereit in der Hand haltend. Sein Opfer befand sich gerade auf dem Rathaushofe.

Ein scharfer Wind, ein gut gezielter Wurf und die Schlinge sitzt seinem Opfer fest um den Hals. Nun beginnt der wilde Ritt durch den heißen, losen Sand über die scharfen Steine, durch die Cactusheden, in das Gestrüpp. Weiter, immer weiter rast der Eifersuchtswahn sinnig mit seinem Opfer, bis das Pferd vor Ermüdung nicht mehr rennen kann; nun ist auch der Mensch befriedigt, als er abgeht und sich den einseitigen Mann ansieht, dem die Liebe seines eigenen Weibes gehörte. Er befreite den Todten von dem Lasso und ließ ihn liegen, wo er gerade lag. Dann bestieg er wieder sein Pferd und ritt heim zu seiner Gattin (mit welcher er vielleicht auch nicht getraut ist) und berichtete ihr die ihn beglückende Neuigkeit.

Selten, sehr selten wird solch ein Mörder der Justiz überantwortet, und falls er es würde, werde er bald eine Anstellung bei der Polizei oder dem Militär erhalten. Damals, vor zehn Jahren, war Argentinien noch zu arm, um Mörder in den Gefängnissen zu unterhalten.

Um ein Trinkgeld zu erlangen.

hat ein jugendlicher Schwindler einen eigenartigen Trick ausgeführt. Unter den Linden, gegenüber der Kleinen Kirchgasse, in Berlin hatte er beobachtet, daß ein Fuhrwerk einer Berliner Weißbierbrauerei, dessen Kutscher wohl etwas lange, seine Lieferungsformalitäten ausdehnte, ohne früher dastand. Der Augenblick schien günstig, um sich einen kleinen Nebenverdienst zu schaffen. Flugs schwang sich der junge Mann auf den Bod und lenkte „sein“ Geßpann der Brauerei zu. Wohlbehalten traf er auch hier ein, um das Fuhrwerk, das er angeblich unterwegs aufgehalten hatte, wieder seinem Besitzer zuzuführen. Sehr erkaunt zeigte sich der erfindereiche Herr, als ihm statt des erhofften reichlichen Trinkgeldes die Auforderung zuteil wurde, nach dem

nächsten Polizeirevier zu folgen, denn die Besondere des Entführers paßte genau auf seine Person. Er hatte eben die Rechnung ohne das Teleskop gemacht, durch das der Firma die Entführung des Geßpannes gemeldet worden war.

Ein Wirthverständniß.

Der neue Regiments-Kommandeur legte — so erzählt man uns — bei der Ausbildung der Kompagnien im Gelände großen Werth auf das Weitergehen von Befehlen in der Schützenglinie. Dies wurde daher sehr genau eingeübt, und es dauerte nicht lange, da flogen die Befehle vom rechten zum linken Flügel der Schützenglinie und umgekehrt, wie elektrische Funken. Eines Nachmittags, kurz vor Beendigung der Kompagnie-Ausbildung, hielt der Bataillons-Kommandeur die Vorbesichtigung im Gelände ab, und — mit den Wünschen des Herrn Oberst vertraut — prüfte er dieses Weitergehen besonders eingehend. Er legte sich also, bei der 1. Kompagnie beginnend, neben den rechten Flügelmann und rief ihm mit halblauter Stimme verschiedene Befehle zu, die richtig und schnell bis zum linken Flügel gelangten. Dann schlüpfte er seinem Nachbar Beobachtungen im Gelände und Betrachtungen über das Wetter ins Ohr, und auch dies klappte gut. Schließlich rief er, indem er befreit wieder aufstand, dem Flügelmann noch zu: „Was gab es heute Mittag zu essen?“ Und prompt erfolgte die Antwort: „Dide Erbsen mit Speck!“ und ebenso prompt lief diese Antwort durch die ganze Schützenglinie, bis der linke Flügelmann laut zurief: „Dide Erbsen mit Speck!“

Indianische Schönheiten.

Im Innern von Mexiko findet der Reisende nicht selten überraschend schöne Indianerinnen. In großen Städten bieten die Indianer und ihre Weiber gewöhnlich ein Bild des Jammers und sehen häßlich und verkommen aus. Die Vermischung mit den Weißen erreicht ihnen nicht zum Vortheil. Viele Weiber sind spöblich ertrant, die Männer sind oftmals dem Alkoholgenuß ergeben. Ihre Armuth, ihre Entbehrungen, ihre sumpfigen Kleider machen sie natürlich nicht zu anziehenden Erscheinungen. — Aber draußen auf dem Lande, fern von den „Stätten der Kultur“, erwecken sie in ihrer Ursprünglichkeit einen ganz anderen Eindrud. Da sieht man schöne Frauen mit großen glänzenden Augen, breiten feingeschwungenen Brauen und geraden Nasen; der Mund ist wohlgeformt, das Kinn voll, ohne hässlich zu sein. Der Ausdruck des Gesichts ist intelligent, und manchmal finden sich bei Männern wie bei Frauen so feine Züge darin, daß man glauben könnte, plötzlich einem direkten Abstammung eines alten, hoheitsvollen Weisen aus dem Stamme der Azteken gegenüber zu stehen. In ihrer Haltung und in Manier der Frauen anmuthig und lebensmüdig, die Männer würdig und gemessen. Das ist ihnen natürlich und darin entsprechen sie doch unserer Vorstellung von hochentwickelten Kulturmenschen. Kommen sie aber mit der Kultur der Weißen, wie sie in Mexiko herrscht, in nähere Berührung, so leiden sie darunter; ihre Schönheit verschwindet, die Augen verlieren den eigenthümlichen Glanz, die Gestalt verändert sich unter der Arbeitslast; Sorge, Noth und Elend graben ihre Spuren ein und das einst so anziehende Gesicht wird häßlich und abstoßend.

Der Begriff „Billion“

ist schon oft zu erklären versucht worden. Recht anschaulich bildete ihn kürzlich Sir Henry Bessemer, der berühmte Stahlindustrielle. Er führte folgendes aus: Eine Billion! Was ist das? Der arithmetische Ausdruck hierfür ist einfach und nimmt nur wenig Raum ein: 1,000,000,000,000, daß heißt, eine Million Millionen.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Billion als Maß für Zeit, Raum und Höhe. Was das Zeitmaß anbelangt, so möchte ich eine Sekunde als Einheit nehmen und in Gedanken durch die Jahrhunderte hindurch bis zum ersten Tage des Jahres 1 unserer Zeitrechnung wandern; dabei vergegenwärtige ich mir, daß alle diese Jahre 365 Tage gehabt hätten und jeder Tag 86,400 Sekunden zählt. Wende ich mich dann in meiner Phantasie wieder dem Jahre 1907 zu, so sollte ich wohl glauben, daß bis dahin eine Billion Sekunden längst verfloßen ist. Dem ist jedoch nicht so, und nicht weniger als 31,685 Jahre, 17 Tage, 22 Stunden, 45 Minuten und 5 Sekunden müssen noch vergehen, ehe das Meer der Ewigkeit eine Billion Sekunden verflungen hat.

Stellen wir uns in unserer Phantasie vor, daß wir vor unseren Augen eine Billion blanker Sovereigns liegen haben. Auf einen hiervon sichten wir so viele auf, bis sie eine 20 Fuß hohe Säule bilden; in gerader Linie stellen wir dicht daneben ebensolche Säulen und bauen so eine 20 Fuß hohe Mauer. Drei solcher Mauern, die einander parallel laufen, führen wir auf und erhalten somit eine lange Straße. Aber erst,

wenn diese Straße eine Länge von 2386 1/2 Meilen (engl.) Meilen (ungefähr 3650 Kilometer) erreicht hat, haben wir die ganze Billion Sovereigns aufgebraucht.

Wir können auch die Goldblinde platt auf den Boden legen, dicht nebeneinander, so daß sie wie eine lange goldene Kette eine ununterbrochene Linie bilden. So lang wird diese Kette, daß wir damit über Land und Meer, Berg und Thal, Wüste und Steppe ziehen müssen; wir müssen den Aequator überschreiten, und nachdem wir durch den pfablosen Ozean über die südliche Hemisphäre zurückgekehrt sind, nochmals um den Aequator gehen und immer weiter gehen, bis wir wieder zu unserem Ausgangspunkt zurückkommen. Haben wir dann die goldene Kette um den ganzen großen Erdball geschlungen, so stehen wir doch erst am Anfang unserer Aufgabe. Nicht weniger als 763 Mal müßten wir unsere Kette um den Erdball legen. Um diese Kette zu transportieren, wären 2325 Schiffe, jedes mit einer Tragfähigkeit von 3000 Tonnen erforderlich; ein kleiner Rest, der übrig bliebe, würde noch 447 Tonnen wiegen und 64,081,920 Sovereigns umfassen.

Mit Napoleon I. auf St. Helena.

Der letzte Ueberlebende aus der Zeit der Gefangenschaft Napoleons des Ersten auf St. Helena, George Brook Barrett, ist vor Kurzem im Alter von 92 Jahren gestorben. Der Vater dieses Mannes war zur Zeit, als der „Bellorophon“ mit Napoleon in St. Helena landete, Kapitän der englischen Beobachtungsmannschaft, und so kam sein kleiner Sohn oft in die Nähe des Kaisers; gern erzählte er später aus seinen reichen Erinnerungen Anekdoten und Charakterzüge, die einen werthvollen Beitrag zur Geschichte Napoleons hätten liefern können, wenn Brook Barrett sie aufgeschrieben hätte. Während der ersten sechs Jahre seines Lebens hielt Barrett sich auf St. Helena auf, dann wurde er von seinem Vater, der ihm eine bessere Erziehung geben wollte, als auf der verlassenen Insel möglich war, nach England geschickt. Zwanzig Jahre später kehrte Barrett wieder nach St. Helena zurück, und ein eigener Zufall wollte, daß er, der dem gefangenen Kaiser oft zur Unterhaltung gedient hatte, auf dem gleichen Schiffe die Reise machte, das von Louis Philipp abgefaßt worden war, um die letzten Ueberreste Napoleons nach Frankreich zurückzubringen.

Zerthümliche Auffassung.

Während Lord Dalhousie den Rang eines Oberbefehlshabers in Indien bekleidete (1848), machte er, mit den Gebräuchen des Landes noch unbekannt, dem Könige von Oude einen Besuch in Ludnow, um ihm seine Gemahlin vorzustellen. Der König war nun aber mindestens ebenso unbekannt mit europäischen Gebräuchen und verstand nicht entfernt die Absicht des Engländers. Nachdem er die Gräfin sich hatte vorbeugen lassen, starrte er sie eine Weile im Glanz ihres reichen europäischen Schmuckes an und sagte dann zu seinem Gesolge: „Sie ist zwar schon ein bißchen alt, aber ich will sie meinethwegen behalten — führt sie weg!“ Er glaubte, der Lord beabsichtige, sie ihm für seinen Harem anzubieten, und es kostete dem Gatten viel Aufwand von Bredamkeit, dem Zber begreiflich zu machen, wozu er ihm die zu Tode erschrodene Frau vorgeführt hatte.

Zwei Mäthlichkeiten.

Herr (der mit einem Kutscher im Nebel fährt): Sie, Kutscher, warum ist das Pferd stehen geblieben? Kutscher: Da ist entweder a Bohrschrank oder a Wirthshaus da.

Gewissen. „Aber, Mann, Du sollst den Zeig ja so lange führen, bis er Wasen zeigt!“ Er hat ja noch keine! Mann (wüthend): „Aber ich!“

Er weiß schon. Junger Ehemann: „Ach, ich sag' Ihnen, zu süß ist sie, von allem kann sie mit mir sprechen, sie weiß alles!“ Aelterer Ehemann: „Glaub's — mein Lieber, mit meiner geht's auch so, sie weiß auch alles — sogar immer besser.“

Aus Erfahrung. Schulner (der seinem Gläubiger auf der Straße begegnet): „Eine Prife gefällig, Herr Preller?“ Gläubiger: „Erst wollen wir einmal über die Rechnung sprechen ... neulich sind Sie mir auch dur ch g a n g e n, wie ich genießt habe!“

Sehr glaubhaft. Reicher Schwiegervater in Spe: „Ist es Ihnen gleich, Herr Baron, welche von meinen Töchtern ich Ihnen zur Frau gebe?“ Freier: „Mir ganz egal!“ Schwiegervater: „Dann nehmen Sie die älteste, bei der ist die Freude am größten!“

Die bessere Pflege. „Rein, Frau Nachbarin, wie wundervoll Ihre Blumen stehen! Wie machen Sie denn das nur? Bei mir will keine gedeihen und ich pflege sie doch mit so viel Liebe!“ „Und ich mit Dünger.“

Er hat recht. Fremder: „Schon vor Jahresfrist sagten Sie mir, Sie hätten eine Schwedebahn gebaut. Nun sehe ich aber, daß Sie überhaupt noch keine Bahn haben!“ Einheimischer: „Aber verzeihen Sie, mein Herr, unsere Bahn ist doch immer noch — in Schwede!“

Su vorfichtig. „Ja, gnädige Frau, auch ich habe meinen Roman! Ich habe ein Mädchen sieben Jahre geliebt, ohne es ihr zu sagen!“ „Verzeihen Sie — da müssen Sie aber recht dumm gewesen sein!“ „O mein, gnädige Frau! Wenn ich ihr es gesagt hätte, so hätte ich sie doch bekommen!“

Anerkennung. „Seit 5 Jahren litt mein Mann an Rheumatismus und Asthma und konnte oft wochenlang das Bett nicht verlassen. Von diesem Uebel ist er jetzt durch das vorzügliche Antirheuma so vollständig geheilt, daß er regelmäßig erst früh gegen 4 Uhr nach Hause kommt.“ Frau Klottilde Leidensfeld.

Aus einem Testament. Ich vermahe mein ganzes Vermögen meiner Gattin unter der Bedingung, daß sie spätestens ein Jahr nach meinem Tode sich wieder vermähle. So bin ich sicher, daß es wenigstens einen Menschen giebt, der alltätlich mein frühes Hinscheiden bedauern wird.“

Rechnliche Annahme. Vater (zum Sohn): „Höre mal, Arthur, das geht aber nicht. Du verfügst ja über die Geschäftsstaffe, als ob es Deine eigene wäre. Du nimmst Dir entschieden zu viel heraus!“

Gefährlich. Arzt: „Sie müssen sich vor einem Rückfall hüten!“ Patient: „Na, dann machen Sie aber auch die Rechnung so, daß ich nicht auf den Rücken falle!“

Doppelstimmig. A.: „Na, wie geht's, alter Freund?“ B. (Zungengefelle): „Nun, ich schlage mich so durch. Und du?“ A.: „Ach, ich schlage mich auch durch, aber mit meiner Frau.“

Auf der Signalbahn.



Reisender: „Ja, zum Donnerwetter, wo ist denn das Stationsgebäude, daß man unterstehen kann?“ Perrondiener: „Da ist's — aber 's Blechdach ist heut' Nacht g'hoßen worden!“